

Unser heutiges Evangelium schließt unmittelbar an das des vergangenen Sonntags an. Diese Verbindung ist nicht ganz unwichtig, denn sie macht deutlich, dass Jesus mit dieser Beispielerzählung immer noch beim selben Thema ist wie am vergangenen Sonntag, nämlich beim Beten als dem präzisesten Indikator für den Zustand des Glaubens.

Diese Verbindung bedeutet auch: Jesus spricht immer noch zu seinen Jüngern, es handelt sich also um Rede an die christlichen Gemeinden. Das hat zur Folge, dass es sich im heutigen Evangelium nicht um eine klassische Pharisäerschelte handeln kann. Deshalb genügt es auch nicht, hier nur diesen arroganten Pharisäer dem armen Zöllner gegenüberzustellen. Bei genauerem Betrachten kommen hier viel feinere Töne zum Vorschein.

Schauen wir zunächst auf diesen Pharisäer. Was dieser hier im Tempel betet, das ist ein Dankgebet, und daran ist eigentlich alles wahr. Hier steht ein Mensch vor Gott, der wirklich fromm ist, der auch enorm viel tut. Er fastet zweimal in der Woche und gibt 10% seines ganzen Einkommens an den Tempel; das ist wesentlich mehr, als das Gesetz eigentlich von ihm verlangt.

Ihm geht es offensichtlich sehr gut. Und deshalb dankt er Gott dafür, dass er nicht wie die anderen Menschen ist, die Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner.

Das klingt ziemlich hochnäsiger; doch, wenn er dafür dankt, dann bedeutet das doch, dass er sehr wohl darum weiß, dass es auch anders sein könnte, dass er in Situationen hätte hineingeraten können, die seinem Leben einen ganz anderen Verlauf gegeben hätten. Er versteht seine privilegierte Existenz als Gnade, als Geschenk, und deshalb dankt er Gott dafür.

Was ist an einem solchen Gebet denn falsch?

Nehmen wir uns den zweiten Beter im Tempel vor, diesen Zöllner. Allein schon die Tatsache, dass dieser sich überhaupt in den Tempel gewagt hat, ist bemerkenswert und zeugt von Mut. Als Zöllner, als einer, der mit der verhassten römischen Besatzungsmacht zusammenarbeitet, für sie die Steuern eintreibt, dabei auch noch kräftig in die eigenen Tasche wirtschaftet und damit mitverantwortlich ist für unsägliches Leid und Elend in Israel, als solcher wird er von den anderen Israeliten nicht nur zu recht gemieden; wenn er im Tempel erkannt würde, man würde ihn sofort hinausschmeißen. Deshalb ist es nur verständlich, wenn er sich aus Sicherheitsgründen nur hinten im Tempel herumdrückt.

Dass der sich aber überhaupt in den Tempel hineinwagt, das kann doch nur bedeuten, dass dieser Zöllner sich ändern möchte, dass er aus seiner misslichen Rolle heraus möchte, dass er einen Strich unter seine unrühmliche Vergangenheit ziehen, dass er neuen Anfang wagen möchte und daher Gott bittet: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ (V 13)

Der Pharisäer hat diesen Zöllner ganz sicher genau wahrgenommen; er taucht ja schließlich in seinem Dankgebet auf. Und dennoch geht er ihn nicht das Geringste an. Dieser Zöllner interessiert ihn überhaupt nicht. Er registriert dessen Bereitschaft zur Umkehr nicht, ja, er ist ihm nicht einmal die Mühe wert, Alarm zu schlagen, damit die Tempelwachen diesen Tempelschänder entfernen.

Und genau hier wird etwas Eigenartiges bei seinem Beten sichtbar. Er ist hier völlig allein mit seinem Gott, und er lässt sich durch nichts davon abbringen. Ihm geht es nur um seine eigene Situation, allein um sein Heil. Alles andere ist ihm gleichgültig, das geht ihn nichts an. Er redet deshalb ständig nur von sich selber: "ich danke dir... ich bin nicht... ich faste... ich gebe..." (vgl. V 11f)

Und genau das entwertet sein ganzes Beten und macht es zu einer höchst fragwürdigen Aktion. Wäre nämlich sein Dank wirklich echt, dann wäre es für ihn eine Selbstverständlichkeit, aus dieser Dankbarkeit heraus auf diesen umkehrwilligen Zöllner zuzugehen, und ihm bei seiner Umkehr zu unterstützen. Oder er hätte wenigstens für ihn beten können: Gott, hilf diesem Zöllner dahinten, damit er die Kurve kriegt und eine Chance zu einem neuen Anfang bekommt.

Gleichzeitig entlarvt und entwertet er durch diese Art des Betens jetzt auch alles, was er an bewundernswerten Dingen tut. Denn auch diese tut er alle nur für sich, für sein Heil. Er ist ein frommer Solist, ein frommer Egoist. Die anderen interessieren ihn nicht im Geringsten.

Mit dieser Beispielerzählung erinnert Jesus an einen Punkt, der bis heute alles andere als selbstverständlich ist: Genau wie kein Mensch für sich allein leben kann, weil er die anderen braucht und auf sie angewiesen ist, genauso kann auch kein Mensch allein glauben, denn auch hier ist sein Heil untrennbar mit dem der anderen verbunden. Alles, was Gott uns schenkt, alles was er uns zur Verfügung stellt, alles, was er an uns tut, das ist niemals nur für uns allein gedacht, sondern immer auch für die anderen. Wer Glaube zu seiner persönlichen Privatsache macht – und das ist heute geradezu im Trend – der tut zwar wie der Pharisäer im Evangelium bewundernswerte und fromme Dinge, doch für Gott – und daran lässt Jesus nicht den geringsten Zweifel – ist das alles völlig wertlos und uninteressant.

Glaube, so wie Jesus ihn verkündet hat, vor allem sein zentrales Thema vom Reich Gottes, das geht gar nicht ohne die anderen. Das Heil im Alleingang, das gibt es eben nicht. Deshalb ist dieser Glaube von seinem ganzen Wesen her immer missionarisch, weil die anderen immer im Blickfeld sind. Deshalb genügt es auch nicht, nur seinen eigenen religiösen Wunschformen zu frönen, sondern dabei immer auch die Glaubenssituation der anderen zu berücksichtigen. Was hilft ihnen? Was ist für sie und ihren Glauben hilfreich und wichtig?

Das sind ganz zentrale Schlüsselfragen im Glauben Jesu, der sich so deutlich von dem des im Evangelium geschilderten Pharisäers abgrenzt.

Das sind Hinweise Jesu, die gerade heute, an einem Weltmissionssonntag, interessant sein könnten.